

Ein Bericht von
Jürgen Serke mit
Fotos von
Axel Carp und
Peter Thomann

Freiheit gibt es immer noch. Man muß nur den Preis für sie zahlen. Dieser hier, der täglich durch die fast schon flache Landschaft zwischen München und Starnberger See radelt, hat zehn Jahre lang geögert, ehe er sie sich genommen hat. Nach fast drei Jahrzehnten bei der Bundespost reichte der Briefträger Heinz Braun aus Germering, verheiratet und Vater eines 14-jährigen Sohnes, seinen Abschied ein und erfüllte sich seinen Kindheitstraum: Er wurde Maler.

Der 44-jährige steht vor dem Spiegel und betrachtet sein vermaledictes Gesicht nach einer durchzechten Nacht. Schnaps verträgt er nicht. Schnaps trinkt er gern. Schnaps hat er getrunken. Und nun wickelt er ein nasses Handtuch um seine Stirn, geht vom Bad ins Wohnzimmer und läßt sich ins gelbe Sofa fallen. Die dort ruhende Katze weicht elegant zur Seite aus und rollt sich gelassen wieder ein. Heinz Braun starrt auf die gegenüberliegende Wand. Er schlägt mit der Hand in die Luft. Die Hand rutscht herunter.

Er will etwas murren. Aber dann schläft er ein.

Ich sitze in einem der beiden Sessel und gebe den Tag verloren. Auch mein Kreislauf zittert vom Alkohol, aber er zittert mich nicht in den Schlaf. Schuld war eigentlich der Russe im benachbarten Gauting: Wladimir Woinowitsch, der Autor des Romans „Die denkwürdigen Abenteurer des Soldaten Iwan Tschonkin“, seit fast zwei Jahren wohnhaft in Bayern, seit einem Jahr wegen seiner Bücher und seines Einsatzes für Dissidenten vom Kream ausgebürgert. Heinz Braun kannte ihn nicht. Und er kennt sonst jeden in seiner Gegend. Er wollte ihn kennenlernen. Beide hatten wir die russische Gastfreundschaft unterschätzt.

Jedenfalls war der Tisch mit Speisen und Getränken von Woinowitschs Frau schnell gedeckt. Heinz erklärte dem Russen auf bajawarisch seine Bilder. Wlodja erklärte dem Bajuwaren auf russisch seine Bücher. Der eine nickte, wenn der andere aufhörte zu reden.

Ich staunte, wie sie sich verstanden. Jedenfalls merkte keiner, daß die nie leere Flasche Wodka nicht dieselbe, sondern immer die gleiche war. Irgendwann kam noch Herbert Achternbusch, der Dichter aus dem nahen Buchendorf, hinzu. Jener mit dem Satz: „Du hast keine Chance, aber nutze sie.“ Und mit dem Buchtitel: „Es ist ein leichtes, beim Gehen den Boden zu berühren.“

In jener Nacht war es schwierig. Immer wieder versuche ich, Heinz Braun in einem Taxi unterzubringen, das ihn nach Hause brächte. Doch er ließ sich nach einigen Kilometern wieder zurückbringen. Wendepunkt muß immer dieselbe Stelle gewesen sein. Denn ich zahlte jedesmal 9,80 für ihn, den sie bei mir abstellten. Viermal. Dann entfernte sich Heinz Braun schimpfend über mich, Gott und die Welt ins Dunkle. Dies alles hätte auch die Szene aus einem Film von Herbert Achternbusch sein können, dessen Freund Heinz Braun ist.

Wer Achternbuschs Filme „Das Andecher Gefühl“, „Der Atlantikschwimmer“, „Bierkampf“, „Der junge Mönch“, „Der Komantsche“ und „Servus Bayern“ gesehen hat, wird sich an das Zwei-Meter-Mannsbild Heinz Braun erinnern: als Schulrat, als Abt, als Neger, als Polizist, als Kardinal, als Chefarrat, als Journalist. Heinz Braun ist auch ein Vollblut-Schauspieler. Aber er beginnt zu nörgeln, spricht man ihn darauf an: „Ich will nicht immer der vom Herbert sein. Ich bin Heinz.“ Abo Heinz, der Herbert ist kompromißlos seinen

Weg gegangen und ist inzwischen als Schriftsteller und Filmemacher sein eigener Mythos geworden. Was tut nun Heinz?

Draußen vor Germering gibt es ein Gasthaus, das die Einheimischen Schusterhäusl nennen. Hinter dem Schusterhäusl steht eine Scheune. Zum Dachboden gelangt man über eine Leiter. Auf dem Dachboden hat sich Heinz Braun ein Zimmer eingerichtet. Man kann es auch Atelier nennen. Bei Heinz Braun ist alles ärmlich. Nur der Tisch ist reichlich gedeckt – mit 24 Flaschen Bier, die allerdings fast alle leer sind. Ein harter Winter ist da oben im Zimmer nicht durchzustehen. Es wäre so, als heizte man im Freien.

So kehrt Heinz immer wieder an kalten Tagen in die Schillerstraße nach Germering zurück. Mietskasernen. Eine kleine Dreizimmerwohnung. Kleinbürgerliche Umgebung hinter Beton. Hier hat ihn jahrelang alles festgehalten, weil er immer die Lebenskraft seiner Misseten unterschätzt hat. „Gemma“, sagt er, als er nach zwei Stunden aufwacht. Er zieht sich seine Schnürschuhe an, erzählt von seinen verkrüppelten Zehen, die er als Jungpostbote bekam, als er in der Armut der Nachkriegsjahre in viel zu kleinen Schuhen die Post austrug. Doch nun verdankt er jenen Zehen seine Frühpensioenierung. Tausend Mark brutto bekommt er monatlich.

Heinz zeigt auf den Wohnzimmerschrank, hinter dessen Glastüren geschliffene Gläser, Sammeltassen und Salzstreuer stehen. „Schau her“, sagt er, „das ist Elisabeth.“ Elisabeth ist seine Frau seit 1967. „Schau dir das an. Schrecklich. Nie benutzt. Wir waren beide uns immer die schlechtesten Gäste.“ Überkommt den Heinz Braun in dieser Wohnung die Nüchternheit, dann fühlt er sich unerträglich begrenzt, gefangen in dieser Wohnung. Die Nüchternheit hat ihn verletzt. Tiefer als andere um ihn herum.

Heinz Braun hat eben nicht nur Briefe ausgetragen. Er hat hingeschaut, wann immer er seinen täglichen Weg ging, wo immer er Menschen begegnete, hat erkannt, daß das Wirtschaftswunder in diesem Land die Not, das Elend, die Bitterkeit und den Haß der Hungerjahre nur verwandelt, aber nicht beseitigt hat. Er sah die „schöne“ Not des Anfangs, die materielle, und die häßliche des Endes, die psychische. Das Ende bemittelt er an seinem Ausscheiden aus dem Postdienst. Denn da war er selbst angesteckt von dieser häßlichen Not, hatte einen Nervenzusammenbruch hinter sich. Er, der so robust wirkt. Er



Seit Heinz Brauns
WENIG Bilder ihren Ge-
ZUSPRUCH schmack
DAHEIM mißbraut Elisa-
Kunst ihres Mannes. So wie die
Nachbarn hält auch sie ihn für när-
risch und geht ihm mit der Bitte
auf die Nerven: »Mal doch wieder
so schön und gefällig wie früher«